

Jenny Kaiser

Rainer Krause – Die Rolle der Affekte in der neueren analytischen Entwicklungspsychologie

Leben und Werk

Zahlreiche psychoanalytisch orientierte Forscher messen den Affekten in Bezug auf die Entwicklung des Selbst und als notwendige Vorbedingung von Denk- und Reflexionsvermögen eine große Bedeutung bei (z. B. Dornes, 1997/2009; Fonagy, Gergely, Jurist u. Target, 2002, dt. 2004/2008; Moser u. von Zeppelin, 1996; Schore, 2003, dt. 2007; Solms u. Panksepp, 2012; Stern, 1985/2000). Ausgangspunkt ist die hier weitgehend geteilte Überzeugung, dass sich die der sogenannten Subjektgenese zugrunde liegenden Prozesse innerhalb einer Matrix aus frühesten affektiv gesteuerten Interaktionen zwischen Kind und primären Bezugspersonen vollziehen. Aus dieser intersubjektiven Sichtweise sind diese Prozesse zentral in ihrer Funktion als *Systeme, die Objektbeziehungen regulieren* (Steimer-Krause, 1996). Die Struktur zwischenmenschlicher Beziehungen wäre demnach per definitionem eine affektive. Als solche kann sie als konstitutiv sowohl für adaptive als auch pathologische Varianten der Fähigkeit betrachtet werden, sich selbst und andere als denkende und fühlende Wesen zu verstehen.

Doch wie können diese komplexen Prozesse aus Sicht einer analytisch orientierten Entwicklungspsychologie erforscht werden? Wie kann es im besten Fall gelingen, größeres Verständnis hinsichtlich zentraler Konstrukte wie etwa »Beziehung« zu generieren?

Vor diesem Hintergrund wird in diesem Beitrag näher auf die Arbeit von Rainer Krause als Vertreter und Mitbegründer einer klinischen Emotions- und Interaktionsforschung (Bänninger-Huber, 2006) eingegangen.

Im Jahr 1942 als fünftes von sechs Kindern eines Ärzteehepaares in Gemmrigheim (Neckar) geboren, nahm er mit Anfang zwanzig das Studium der Psychologie auf. Nach dessen Abschluss begann seine berufliche Laufbahn an der Universität Zürich, wo er im Bereich der Sozialpsychologie und Klinischen

Psychologie unter Gerhard Schmidtchen und Ulrich Moser arbeitete und seine Ausbildung zum Psychologischen Psychotherapeuten begann. Zwei Jahre nach seiner Habilitation erhielt er 1978 die *Venia legendi* und 1980 den Ruf für den Klinischen Lehrstuhl an der Universität des Saarlandes.

In dieser Zeit begann er seine Forschungsarbeit zu den Affekten. Er lernte Paul Ekman kennen, in dessen Arbeitsgruppe er eines der etablierten Verfahren zur Mimik-Kodierung, das »Facial Action Coding System«, mitentwickelte. Im Verlauf der Zusammenarbeit nahm er eine eigene kritische Haltung zu Teilen von Ekmans Postulaten ein.

Krause führte in den Jahren danach mehrere von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderte große Projekte durch, in denen affektive Prozesse als Beziehungsindikatoren im Fokus des Forschungsinteresses standen.

Neben seinen Mitgliedschaften in wichtigen psychoanalytischen Fachgesellschaften und seiner Herausgeberschaften einschlägiger Fachzeitschriften war Krause Mitbegründer und langjährig aktives Mitglied der International Society for Research on Emotion (ISRE).

Sein berufliches Schaffen und sein Selbstverständnis sind dabei stets von einer großen interdisziplinären und transkulturellen Neugierde geprägt und blieben insofern nie ausschließlich auf Forschung und Lehre beschränkt. Vielmehr gingen verschiedenste Felder der Klinischen Psychologie wie die Versorgung von Patienten, Weiterentwicklung der Ausbildung, Aufbau von (Hochschul-)Ambulanzen und universitären Strukturen, berufspolitische Beratertätigkeiten zur Bewertung und Prüfung von psychotherapeutischen Verfahren ebenso in seine Arbeit ein wie seine Affinität zur Musik und bildenden Kunst.

Er ist verheiratet, hat einen Sohn und ist Großvater zweier Enkelinnen. Seit seiner Emeritierung und Beendigung des Dekanats der humanwissenschaftlichen Fakultät der Universität des Saarlandes arbeitete er an der International Psychoanalytic University Berlin, die er als Gründungsmitglied mit aufbaute. Heute ist er im Saarland als Psychotherapeut und Lehranalytiker und Supervisor tätig und nimmt mit seinen wissenschaftlichen Beiträgen maßgeblich Einfluss auf die Fachdebatte.

Seine umfänglichen Arbeiten und seine kritische Auseinandersetzung mit psychoanalytischen Konzepten liefern wichtige Anstöße für die neuere psychoanalytische Forschung. Die Perspektive ist hierbei stets eine integrative, in der er Erkenntnisse aus Affekt- und Säuglingsforschung, Entwicklungspsychologie, Lerntheorien und Psychoanalyse zusammenführt.

Entwicklungspsychologische Modellannahmen einer klinisch orientierten Interaktionsforschung

Emotionsverständnis und affektive Module nach Krause

Die von Krause verwendete Definition von Emotion und Affekt ist eng an Annahmen der Emotionspsychologie gebunden. Zwar werden diese Begriffe in diesem Bereich sehr uneinheitlich verwendet, dennoch gibt es einen – auch für diesen Beitrag – gültigen Minimalkonsens zwischen verschiedenen Ansätzen. Dieser liegt in der Übereinkunft, *Emotionen als Informationsträger interner und externer Vorgänge* zu begreifen, welche für das Individuum persönliche Bedeutung erlangen, da dessen Bedürfnisse und Ziele betroffen sind (Scherer, 1990; Steimer-Krause, 1996; Merten, 2003). Hierbei werden verschiedene Reaktionskomponenten und -modalitäten angenommen, die einen Prozess ausmachen, der als »Emotion« bezeichnet werden kann.

Krause (2012) postuliert hier mindestens sechs Subsysteme, anhand derer sich der Aufbau des Affektsystems wie folgt beschreiben lässt:

1. motorisch-expressive Komponente (Ausdrucksbewegungen wie beispielsweise Mimik, stimmlicher Ausdruck, olfaktorische Signale),
2. physiologisch-hormonale Komponente (autonome Aktivität und endokrine Reaktion),
3. motivationale Komponente (Handlungsbereitschaft in Willkürmotorik, Innervation der Skelettmuskulatur),
4. Wahrnehmung der körperlichen Korrelate (perzeptive Komponente),
5. Benennung und Erklären der Wahrnehmungen (sprachlich-kognitive Prozessierung emotionaler Information),
6. Wahrnehmung der situativen Bedeutung (Entschlüsselung).

Prozesse der ersten drei Komponenten (1.–3.) sind nicht notwendigerweise kognitiv repräsentiert und können sich somit ereignen, ohne dass dies vom Individuum bewusst erlebt werden muss. Diese potenziell unbewusst ablaufenden, körperlichen Reaktionen versteht Krause (2012), in Übereinstimmung mit Moser und von Zeppelin (1996), als *Affekt* oder *Occuring Emotion*. Gemeinsam mit der Wahrnehmung der affektiven Prozesse kann weiterführend von einem *Gefühl* gesprochen werden. Die am Erlebens- und Wahrnehmungsprozess beteiligten Komponenten (4.–6.) sind dementsprechend unter dem Oberbegriff *Experienced Emotion* gefasst. Erst unter Einbeziehung aller sechs Komponenten kann der emotionale Prozess als empathisch (im Sinne einer Fremd- und Selbstempathie) bezeichnet werden. Diese Einteilung impliziert eine Hierarchisierung

der Emotionsaspekte im Sinne einer ontogenetischen Abfolge, nach der zunächst Affekt, dann erst Gefühl und Empathie einer aufeinander aufbauenden Reihe im Verlauf der Individualentwicklung entsprechen (Steimer-Krause, 1996).

Die einzelnen Module stehen in vielschichtiger Wechselbeziehung zueinander, sodass Veränderungen in einem der genannten Subsysteme mit Änderungen in den jeweils anderen einhergehen. Damit sind verschiedenste Kombinationen denkbar, weshalb Krause (2003) das emotionale System als ein dynamisches, nichtlineares definiert. Er konstatiert: »Nur unter bestimmten, als ›ernst‹ zu definierenden Randbedingungen geraten die Module einer Person unter eine einheitliche Regie. Dann geraten innere Welt, Wahrnehmung des anderen, intentionale und Zeichenmotorik sowie die zentrale und periphere Physiologie unter ein einheitliches Organisationsgeschehen, wobei sich dann allerdings der Affekt in einen Triebimpuls verwandelt« (Krause, 2003, S. 107).

Außerhalb dieser Ausnahmesituation jedoch müssen im konkreten Fall nicht notwendigerweise alle Komponenten beteiligt sein (Merten, 2003). So könnte eine Emotion, beispielsweise Ärger, durchaus dem Erleben zugänglich sein, ohne dass sie für andere im Ausdruck sichtbar wird. Andersherum kann erwähnter Ärger mimisch ausgedrückt werden, ohne dass dieser vom Individuum als Erlebnisqualität erfahrbar ist. Diese Uneinheitlichkeit zeigt sich auch in empirischen Untersuchungen (z. B. Ekman, Friesen u. Ancoli, 1980; Lanzetta u. Kleck, 1970).

Basisemotionstheorie und affektives Ausdrucksverhalten

Losgelöst von einzelnen theoretischen Strömungen lassen sich in der Literatur zentrale Funktionen aufzeigen, die emotionalen Prozessen zugeschrieben werden. Sie haben Bewertungs- und Kommunikationsfunktion und dienen der Motivation bzw. Verhaltensvorbereitung, weshalb sie nach Schneider und Dittrich (1990, S. 46) als »Organisationskerne von Verhaltenssystemen« – trivial heruntergebrochen – *ein Überlebensgarant für dynamische Systeme* wie den Menschen darstellen. Dieses Postulat des Überlebenswerts von Affekten ist eng an die Sichtweise evolutionstheoretisch-biologischer Ansätze gebunden, die phylogenetische Entwicklung von Emotion bringe einen Selektionsvorteil mit sich. Nach Leventhal und Scherer (1987) liegt dieser evolutionäre Nutzen affektiver Strukturen – im Vergleich zu stammesgeschichtlich früher entstandenen, relativ starren Reiz-Reaktions-Systemen – in der damit verbundenen Verhaltensflexibilisierung.

Annahmen über die Existenz einer diskreten Anzahl angeborener, sogenannter primärer Affekte werden in der Literatur unter dem Begriff der Basisemotionshypothese verhandelt und häufig mit den Arbeiten Darwins, insbe-

sondere mit seinem 1872 erschienenen Werk »The expression of the emotion in man and animals« in Verbindung gebracht (Euler, 2000; Merten, 2003; Krause, 2012). Dieser untersuchte das Phänomen des menschlichen Emotionsausdrucks hinsichtlich seiner Universalität, Aktualgenese und Gemeinsamkeiten zum beobachtbaren Ausdrucksverhalten im Tierreich, wobei er – als einer der prominentesten Gründerfiguren evolutionstheoretischer Theorien – von einer phylogenetischen Entwicklung emotionaler Gesichtsausdrücke ausging. Er postulierte, dass spezifische, mimisch expressive Muster dem Organismus die effiziente Anpassung an Umweltbedingungen ermöglichen und sich durch die transgenerationale Weitergabe als Bestandteil des Erbguts dauerhaft durchgesetzt haben. Demnach kommen der Mimik bestimmte adaptive Funktionen zu. Diese bestehen darin, einem erlebten Affekt Ausdruck zu verleihen und ihn in sozialer Interaktion zu kommunizieren. Dieser Umstand erleichtert es dem Individuum, auf intraorganismische und äußere Veränderungen adäquat zu reagieren.

Moderne Vertreter dieser Auffassung gehen davon aus, dass sich in diesem Selektionsprozess eine begrenzte Anzahl distinkter Emotionen herausgebildet hat, die sich unmittelbar auf angeborene motorische Programme zurückführen lassen. Sie werden als *Basisemotionen* bzw. *Primäraffekte*¹ bezeichnet, da sich die meisten der möglichen Kombinationen und Ausformungen emotionaler Phänomene auf diese begrenzte Anzahl fundamentaler Zustände zurückführen ließe (Plutchik, 1980; Buck, 1999; Reisenzein, 2000).

Krause (2012) selbst postuliert sieben Basisemotionen: *Freude, Trauer, Angst, Ekel, Verachtung, Ärger* und *Überraschung*. Hier bezieht sich seine Affekttheorie eng auf die basisemotionstheoretischen Annahmen von Ekman (1972; Ekman u. Cordaro, 2011). In Übereinstimmung mit Forschern wie Tomkins (1962; 1963) und Izard (1977) hat Krause mit Kollegen eine *neurokulturelle Theorie* der Emotionen entworfen. Sie kann als Versuch verstanden werden, die darwinschen Annahmen empirisch zu belegen und sie um Versatzstücke kulturellrelativistischer Theorien zu erweitern, denn das Zustandekommen emotionalen Ausdrucksverhaltens wird hier aus einem Zusammenwirken biologischer Disposition und kultureller Einflüsse erklärt.

Demnach ließen sich Basisemotionen über ein spezifisches und gleichermaßen angeborenes Set mimischen Verhaltens charakterisieren, welches sich nicht nur durch kulturelle Invarianz auszeichnet, sondern in ähnlicher Ausgestaltung partiell im Tierreich zu finden ist.

1 Der Begriff *Primary Affects* für angeborene mimische Muster wurde von Tomkins (1962) eingeführt und von Krause (1983) als *Primäraffekte* übersetzt.

Zusätzlich zu dieser angenommenen Vererbungskomponente werden im neuro-kulturellen Ansatz kultur- und kontextspezifische Einflussfaktoren berücksichtigt. Die den Basisemotionen zugrunde liegenden spezifischen psychophysiologischen Systeme werden in diesem Ansatz metaphorisch als *offene Programme* (Mayr, 1974) verstanden, die durch Lern- und Reifungsprozesse im Laufe der ontogenetischen Entwicklung ihre individuelle Ausprägung erfahren: »Affect programs [...] also contain what we found useful in our own lives in dealing with the most important transactions we have with others – the emotional ones. The initial regulatory pattern associated with each of the emotions varies from one individual to another, depending on what they learned early in life. It, too, is entered into the affect programs; once entered it runs automatically, just as if it had been preset by evolution, and is resistant to change. Also entered into the affect programs are the behavioral patterns we learn throughout our lifetime for dealing with different emotion triggers, which may be congruent with or quite different from those that are present. These, too, operate automatically, once learned« (Ekman u. Cordaro, 2011, S. 367).

Diese Modifikation angeborener Ausdrucksmuster durch kulturell bzw. sozial vermittelte situationsspezifische Auslöser und Konsequenzen beschreiben Ekman und Friesen (1971) unter dem Begriff der *Display-Rules*. So kann mimisches Verhalten individuell und situationsspezifisch angepasst werden, indem es besonders intensiviert bzw. deintensiviert, aber auch neutralisiert oder maskiert² dargeboten wird (Ekman, 1972).

Um die primären Emotionen von anderen affektiven Phänomenen abgrenzbar definieren zu können, lassen sich bestimmte Charakteristika heranziehen (Ekman u. Cordaro, 2011).

Die interaktive Bedeutung affektiver Zeichen

Ekman's Modell der Primäremotionen wird als eines der populärsten Basisemotionskonzepte breit rezipiert. Es ist jedoch in der aktuellen Emotionsforschung wegen der daran gebundenen Annahme der alleinigen Ausdrucksfunktion mimisch-affektiven Verhaltens umstritten. Infolgedessen haben sich Modellannahmen entwickelt, die bei der Analyse von mimischen Mustern weitere zentrale Aspekte berücksichtigen. Auch Vertreter der klinischen Interaktionsforschung wie Rainer Krause kritisieren die Eindimensionalität von Ekman's Annahmen. Ihnen zufolge sollte die Funktion der Mimik als Zeichen

2 Überdeckung eines negativen Affekts mit Freude.

zwischen interagierenden Personen betont werden. In diesem Kontext dienen mimisch-affektive Zeichen »nicht nur der Regulation von Beziehungen und sind auch nicht nur Ausdruck des emotionalen Zustands einer Person, sondern sie werden auch vielfach eingesetzt, emotionale Inhalte zu symbolisieren« (Merten, 2003, S. 164). Diese Aussage steht in Übereinstimmung mit einer Reihe weiterer Autoren (Krause, 2012; Rasting, 2008; Scherer u. Wallbott, 1990). Sie beziehen sich in dem Zusammenhang u. a. auf das Organon-Modell semiotischer Zeichen von Bühler (1934/1982), welches sich in modifizierter Form auch auf mimisches Ausdrucksverhalten anwenden lässt.

Demgemäß kommen jedem Ausdruckszeichen drei verschiedene Funktionen zu:

- *Symbolfunktion*: Das Zeichen steht für kognitiv repräsentierte Objekte oder Sachverhalte.
- *Symptomfunktion*: Das Zeichen steht für den inneren Zustand des Senders.
- *Appellfunktion*: Das Zeichen steht als Anzeige des aktuellen Status (z. B. als Quelle von Ärger) oder einer Veränderung der Beziehung zum Empfänger und enthält eine spezifische Handlungsaufforderung an diesen (z. B. »Du gehst, ich bleibe«). Krause bezeichnet die intersubjektiven Botschaften affektiver Zeichen als Propositionsstruktur (siehe S. 215 ff.).

Diese Funktionen können je nach Situation für sich oder in Kombination auftreten, sodass ein Zeichen auch mehrere Funktionen haben kann (Bühler, 1934/1982). Aus dieser funktionalen Auffassung resultieren wichtige Konsequenzen für das Affektverständnis:

Erstens sind mimische Zeichen in sozialen Interaktionen *mehrdeutig*. Damit die jeweilige Funktion des mimisch-affektiven Zeichens für die interagierenden Partner deutlich wird, spielen Kontextvariablen – wie z. B. Blick- und Sprechverhalten, Inhalt des Verbalisierten (Merten, 1996; Benecke, 2002; Bock, Huber, Peham u. Benecke, 2015) oder Geschlecht der Interaktionspartner (Frisch, 1997) – für die Entschlüsselung der affektiven Zeichencodes eine zentrale Rolle.

Zweitens stellt diese Perspektive ein Bindeglied zwischen verschiedenen theoretischen Ansätzen dar. Dem Modell zufolge sind Affektzeichen als *interpersonelle Bewegungen* verstehbar, die der Regulation von Beziehungen dienen und in diesem Sinne als Instruktionen für Beziehungsbewegungen innerhalb eines interpersonellen Raums definiert werden müssten (Steimer-Krause, 1996). Regulierungsbedarf entsteht dann, wenn in Interaktionen Primäraffekte auftauchen, die entsprechend dem Modell indikativ für den inneren Zustand des Zeichengebers und/oder der Beziehung sind.

Die Propositionsstruktur primärer Affekte

Als Modulatoren dieser interpersonellen Bewegungen sind die affektiven Zeichen Träger protokognitiver Bedeutungen (Krause, 1990; 2012; 2003). Hier postuliert Krause eine für die Primäraffekte charakteristische Bedeutungsstruktur von Propositionen³, das heißt, es gibt eine spezifische gewünschte Interaktion zwischen einem Objekt und einem Subjekt. Zur Beschreibung der propositionellen Struktur des jeweiligen Primäraffekts Trauer, Ekel, Wut, Angst, Verachtung, Freude und Überraschung verwendet er die Merkmale wie *Ort* des Objekts in Relation zum Subjekt, dessen auf *Erfahrungswissen basierende Valenz* (positiv/negativ) und die *Handlungsmacht*, welche das Subjekt sich und dem Objekt zuschreibt. Daran gebunden sind der damit korrespondierende Affekt, die korrespondierende Wunschstruktur und organismische mentale Abläufe: »Je nachdem, wo sich das Objekt in Relation zur Position des Subjekts befindet, und je nachdem, wie das Subjekt Handlungsmacht attribuiert, entstehen die entsprechenden Primäremotionen« (Krause, 2012, S. 208).

Affekte mit negativer Valenz wie Wut, Ekel und Angst beinhalten ganz allgemein den Wunsch nach einer Wegbewegung (je nach Handlungsmacht sollen entweder Subjekt oder Objekt bewegt werden). Bei der ebenfalls dem negativen Spektrum zugeordneten Verachtung ist eine Änderung der Beziehungsausrichtung nicht erwünscht. Vielmehr wird diese negiert. Das Objekt wird aus der Interaktion ausgeschlossen, indem dessen Existenz und Verhalten als irrelevant gelabelt wird, was zu einem Kontaktabbruch führt. Im Gegensatz zu diesen Distanz erzeugenden Interruptaffekten zeigt Freude in der Interaktion den Wunsch nach größerer Nähe oder Aufrechterhaltung derselben an. Auch Trauer beinhaltet den Wunsch nach Nähe, wobei die Handlungsmacht hier beim Objekt liegt. Eine Sonderstellung kommt in diesem Modell den Affekten Interesse und Neugier zu. Als eine Art Initialaffekte sind sie den genannten Wunschstrukturen vorgeschaltet und lenken so die Informationsverarbeitung, noch bevor eine spezifische Klassifikation stattgefunden hat.

Diese über die spezifischen Wünsche verbundenen Subjekt-Objekt-Gefüge sind, in Übereinstimmung mit den oben dargestellten evolutionspsychologischen Annahmen, prädisponiert. Da nach Steimer-Krause und Krause (1993, S. 76) eine ebenso angeborene Motivation angenommen werden kann, Bezie-

3 Nach Homberger (2003) die kleinste abstrakte Wissenseinheit, die einen Sachverhalt umschreibt und es ermöglicht, dass zwischen verschiedenen Repräsentationen von Wissen gewechselt werden kann (z. B. zwischen bildlich und begrifflich). In Bezug auf mentale Vorgänge bezeichnen Propositionen das Vorhandensein bestimmter Wissensstrukturen und stellen damit das zentrale Strukturmerkmal des Gedächtnisses dar.

hungen zu einem Gegenüber herzustellen, setzt eine Modifikation dieser phylogenetisch programmierten Objektbeziehungen bereits in frühesten Interaktionen mit Primärpersonen ein. Mit Malatesta (1985) gehen Steimer-Krause und Krause (1993, S. 76) »davon aus, daß es am Beginn des Lebens eine motivational-emotionale Einheit gibt. Motivational-emotionale Einheit bedeutet, daß ein Affektsignal, in der Mimik z. B., einen bestimmten motivationalen Zustand indiziert und einen Handlungswunsch enthält, sei es, daß das Kind selbst etwas tun will oder die Mutter einladen will, etwas zu tun. Das Affektsignal übermittelt sozusagen die Wünsche und Befindlichkeiten. Diese motivational-emotionale Einheit wird von Anfang an einer Affektsozialisierung unterworfen, die zu einem Auseinanderbrechen dieser Einheit führt [...]. Affektsozialisierung bedeutet zu einem großen Teil, daß das Kind über seine Erfahrungen mit der Mutter lernt, was es mit ihr teilen kann, welche Affekte die Mutter aushält und handhaben kann und welche nicht.«

Demnach kommt es bereits innerhalb frühester interpersoneller Erfahrungen zu individuellen Änderungsprozessen in der ursprünglichen Propositionsstruktur, sodass im Verlauf der Entwicklung verschiedenste Objekte zu symbolischen Repräsentanzen innerhalb derselben werden können (Krause, 2012). In welcher Art sich diese Strukturen ausbilden, hängt nicht unerheblich von der Affektivität und dem daran gebundenen Interaktionsverhalten ab, welche von primären Bezugspersonen im Austausch mit dem Kleinstkind gezeigt werden (Emde, 1991; Fonagy, Gergely u. Target, 2007). In anderen in diesem Zusammenhang entwickelten Konzepten wie der Annahme *innerer Arbeitsmodelle* von Bowlby (1969, 1980) oder dem *impliziten Beziehungswissen* (Stern et al., 1998) wird deutlich, dass sowohl die Abstimmungsprozesse als auch das resultierende Verhaltensrepertoire dem nicht versprachlichten prozeduralen Wissensspeicher zugehörig sind. Klar hervorgehoben wird damit *die Rolle des Anderen und vor allem dessen Affektivität* für die Entstehung selbstrelevanter Objektbeziehungen. Objektbeziehung ließe sich demnach wie folgt definieren:

»Eine Objektbeziehung kann als Beziehung zweier Subjektsysteme betrachtet werden, die durch Interaktionen und Informationskanäle verknüpft sind. Kommunikative Affekte (unter der Sammelbezeichnung affektive Beziehung) brauchen als Träger kommunikative Strukturen nichtverbaler und verbaler Art. Jedes Subjektsystem hat an diesen Kanälen mit Enkodier- und Dekodierprozessen Anteil« (Moser u. von Zeppelin, 1996, S. 63).

In Übereinstimmung mit diesem Verständnis nimmt Krause (2017) an, dass diese Beziehungserfahrungen nicht nur als Teilselbst, sondern immer gemeinsam mit dem Objekt repräsentiert werden. Er bezeichnet sie als *dyadische Interaktionsengramme*.

Zur Untersuchung solcher Phänomene sei es folgerichtig, die Ebene des Einzelnen zu verlassen, sodass mindestens zwei emotionale Systeme und deren Interaktion berücksichtigt werden müssen, um weniger widersprüchliche Aussagen über das Zusammenwirken der affektiven Module generieren zu können, denn so löst sich »ein Teil der Rätselhaftigkeit der niedrigen Zusammenhänge innerhalb einer Person auf, weil sich zeigt, dass der Zusammenhang zwischen dem expressiven System einer Person und dem Erleben der anderen höher ist als derjenige zwischen den gleichen Subsystemen innerhalb einer Person« (Krause, 2003, S. 106)

Diese Setzung kann als zentral für alle folgenden Überlegungen, insbesondere die über die Relevanz *objektbeziehungsgebundener Abwehr* für die Individualentwicklung angenommen werden.

Das Konzept der Affektsozialisierung und der Affekt des Anderen als *Missing Link*

Wie jedoch vollzieht sich der Prozess der Affektsozialisierung und wie kann seine Bedeutung für die Konstitution und Organisation von Objektbeziehungen modelliert werden? Der Einfluss dieser Lernprozesse wird von Krause (1990; 2003; 2012; 2017) umfänglich theoretisch und empirisch diskutiert. Hierbei liegt sein Schwerpunkt jedoch weniger auf der selektiven Beschreibung der Entwicklung einzelner emotionaler Module (z. B. dem Emotionsausdruck oder den physikalischen/biochemischen Vorgängen). Vielmehr müsse es um ein Aufdecken der Zusammenhänge gehen, also der sich im Entwicklungsverlauf herausbildenden *Zusammenschaltung* zwischen Expression, Kognition/ Erleben und Physiologie, denn diese könne zu einem besseren Verständnis beitragen.

Für die Betrachtung dieser Zusammenschaltung geht Krause von der Annahme aus – die auch innerhalb anderer neuerer analytischer Ansätze geteilt wird –, dass Kleinstkinder aufgrund ihrer noch unzureichend ausdifferenzierten motorischen und kognitiven Ressourcen für die Regulation emotionaler Zustände existenziell auf die ihrer primären Bezugspersonen angewiesen sind. In diesem Zusammenhang spricht er von einer elterlichen *protektiven Matrix*, ohne die der Organismus des Kindes permanent durch die eigene Emotionalität ausgelöste Notfallreaktionen durchleben würde. Das erwachsene Gegenüber muss, verkürzt, diejenigen Handlungen vornehmen, die das kleine Kind zur Regulation eigener Zustände noch nicht autonom realisieren kann. Bei der Kommunikation eines solchen Regulationsbedarfes spielen drei bereits sehr früh vorhandene Ressourcen des Säuglings eine zentrale Rolle:

1. sein motorisch expressives System;
2. sein Interesse an sozialer Interaktion;
3. seine Fähigkeiten, den affektiven Ausdruck aufseiten der primären Bindungsfiguren wahrzunehmen.

Neben Gesichtern und deren mimischen Ausdruck sind Stimmen und Gerüche wichtige affektive Informationsträger dieser ersten Lebensphase (Krause, 2017). Auf diesem Wege von *dem Anderen* non- und paraverbal vermittelte Botschaften bilden die Grundlage der dyadischen Interaktionsengramme, für die im Verlauf der Entwicklung immer neue Repräsentationsformen entwickelt werden.

Für die ersten drei Lebensjahre geht Krause davon aus, dass innerhalb der ersten sechs Monate zunächst die primären Emotionen Freude, Trauer und Ekel wie auch Überraschung im Ausdruck des Kindes auftauchen, wobei deren innere Korrelate eher als unspezifische Zustände, wie Wohlbefinden und Missbehagen, repräsentiert werden. Ebenfalls in diesem Zeitraum, aber nachgeordnet, folgen Ärger und Angst im Zusammenhang von innerlich erlebtem Distress. Erst mit zunehmender Differenzierung von Subjekt und Objekt einerseits und der wachsenden Fähigkeit zur intentionalen Zuschreibung andererseits tauchen emotionale Phänomene wie Neid, Verlegenheit und Mitfühlen auf (ab Lebensjahr 2,5). In diese Zeit fällt auch die zunehmende Aneignung von Normen und Regeln. In dessen Folge werden im Lebensjahr 2,5–3 Emotionen wie Scham, Schuld und Stolz relevant, deren Entstehung bereits ein komplexeres soziales Referenzsystem voraussetzt.

Mit diesen Annahmen stützt Krause (2012; 2003) sich auf ein Modell der Emotionsontogenese von Lewis (2008), wobei er es explizit um die Bedeutung des dyadischen Kontextes ergänzt. Hierbei bewegt er sich u. a. im engen Bezug zu Annahmen der Mentalisierungstheorie. Demnach würde das affektive Verhalten zentraler Bindungsfiguren in wechselseitigen, sich wiederholenden Interaktionszirkeln vom Kind wahrgenommen, interpretiert und verinnerlicht. Diese Prozesse lassen sich im Sinne von sozialen Feedbackprozessen interpretieren – z. B. als Spiegelungs- und Markierungsvorgänge (Fonagy et al., 2002, dt. 2004/2008) –, denen eine wesentliche Rolle innerhalb der Entwicklung des affektiven Systems und des Selbst zugeschrieben wird.

Im Folgenden sollen diese Vorgänge am Beispiel der Freude dargestellt werden – hier beschränkt auf die Bedeutung des motorisch-expressiven Moduls für die Entwicklung der Zusammenschaltung. Den Annahmen des postulierten Propositionsmodells folgend kann dieser Affekt als zentral für die Herstellung und Aufrechterhaltung von Beziehung gelten. Dem Objekt wird dabei signalisiert: »Es gefällt mir, was wir tun bzw. sind, bitte fahre fort!« Damit ist diese Art der

geteilten Beziehungserfahrung nach Krause (2003) eng mit dem Konzept des Urvertrauens verknüpft und unabdingbarer Bestandteil funktional-protektiver Formen der elterlichen Matrix.

Der Affekt der Freude wird bereits von Neonatalen gezeigt, wobei er innerhalb der ersten Wochen nur endogen ausgelöst, während des Aktivschlafs auftritt (Emde u. Koenig, 1969a; 1969b). Bereits hier lassen sich schon unterschiedliche Lächelmuster identifizieren (Messinger et al., 2002). Mit zweieinhalb bis fünf Monaten tritt der Freudeausdruck auch exogen auf, vor allem beim direkten Augenkontakt mit der Mutter (Fox u. Davidson, 1986; 1987). Dieses Auftauchen kindlicher Freude in der Interaktion mit Primärpersonen nimmt bei gesunden Kindern über den Verlauf der ersten Monate kontinuierlich zu, während negative Affekte im Vergleich dazu seltener gezeigt werden (Malatesta u. Haviland, 1982; Messinger, Fogel u. Dickson, 1999).

Im letzten Drittel des ersten Lebensjahres tritt ein zusätzliches Phänomen im Zusammenhang mit der Freude auf, das sogenannte *Anticipatory Smiling*: Kinder sehen ein Objekt ihres Interesses und beginnen zu lächeln, bevor sie sich im Anschluss der Bezugsperson zuwenden, während sie das Lächeln fortsetzen. Dies ist ein wichtiger Hinweis auf intentionales Verhalten und ein mächtiges Werkzeug der sozialen Kommunikation (Venezia, Messinger, Thorp u. Mundy, 2004). Diese Zunahme positiver sozialer Kommunikation und das Auftauchen antizipativer Freude legt nahe, dass Kinder, die ein solches Verhalten zeigen, wissen, dass der Andere ihnen mit Interesse und/oder Freude folgen wird bzw. dieser ohne Angst in den Austausch eingeladen werden kann. Dies setzt ein Vorhandensein entsprechend positiv besetzter dyadischer Interaktionsengramme voraus.

Die Qualität der affektiven Antwort der Bezugsperson scheint in diesem Prozess eine entscheidende Rolle zu spielen (Malatesta u. Haviland, 1982). Auch die Annahme, dass Kinder schon sehr früh in der Lage sind, diese Antwort wahrzunehmen, konnte in diversen Untersuchungen bestätigt werden (Messinger, Ekas, Ruvolo u. Vogel, 2011; Lemche, 2002). Hier beeinflusst die Positivität der elterlichen Interaktion die Art und Weise, wie kleine Kinder qualitative Unterschiede im Emotionsausdruck wahrnehmen (de Haan, Belsky, Reid, Volein u. Johnson, 2004). Weiterhin zeigen Beobachtungen an gesunden Neugeborenen, wie früh dieser Austausch beginnt. Bereits innerhalb der ersten neun Wochen wird durch das gezeigte Verhalten eines Gegenübers zunehmend Imitationsverhalten evoziert (Oostenbroek et al., 2016).

Diese zirkulär-repetitiven interaktiven Lernprozesse zwischen Kind und relevantem Anderen kommen sehr häufig vor (Emde, 1992) und bilden die Grundlage der dyadischen Engramme: »Die zirkulären Freudeinteraktionen würden

sich demgemäß als das Fundament einer sich entwickelnden Selbstrepräsentanz aufbauen, die die Charakteristika affektiver Art dieser Freude-Reaktion als affektive Adressen gewissermaßen in das seelische Gewebe einbaut, nämlich die Emotion, ein freudeerzeugendes, d. h., ein geliebtes Lebewesen zu sein« (Krause, 2003, S. 109).

Dieses Phänomen als Teil der Selbstentwicklung bezeichnet Krause (2003; 2017) unter Rückgriff auf die *Script-Theory* (Tomkins, 1979) als *emotional script* – also als die Entstehung eines individualisierten Emotionsdrehbuchs.

Das kindliche Selbst als Folgeinstanz elterlicher Affektregulation und der Einfluss von Fehlen und Exzess affektiver Botschaften

Während diese positiven Formen des affektiven Austausches unter Berücksichtigung des bisher Dargestellten als gelungen und entwicklungsförderlich gelten können, beschreibt Krause (2016; 2017) auch verschiedene dysfunktionale, toxisch wirkende Varianten der Affektsozialisierung, deren Resultat eine misslungene Zusammenschaltung zwischen Expression, Kognition/Erleben und Physiologie sein kann. Begünstigt werden diese Entwicklungsverläufe durch unzureichende Regulation der Affektintensität einerseits und der qualitativen Affektabstimmung andererseits. In diesem Zusammenhang beschreibt Krause (2017) sowohl den Einfluss eines verminderten (vorrangig positiven) als auch eines exzessiven (vorrangig negativen) elterlichen affektiven Ausdrucksstils auf die Selbstentwicklung. Unter Rückgriff auf die innerhalb der sozialen Biofeedbacktheorie von Fonagy et al. (2002, dt. 2004/2008) postulierten Abläufe der affektiven Abstimmung⁴ können beide Formen insofern als gestört betrachtet werden, als dass es dem Kind durch die affektive Antwort der Bezugsperson nicht möglich wird, früher oder später ein passendes Verständnis seines eigenen Zustandes zu generieren, den es ohne die elterliche protektive Matrix zunächst nur als undifferenziert erlebt.

Krause argumentiert, dass es ohne Markierung des kindlichen Affektes, das heißt einer zusätzlichen Kennzeichnung der elterlichen Antwort als andersartig, zum Phänomen der Affektansteckung kommt. Während dieser Vorgang bei den beschriebenen Freude-Interaktionen vorrangig positive Auswirkungen hat, behindert er im Fall negativer zirkulärer Affektivität die Entstehung kognitiver Repräsentanzen und den Aufbau ich-struktureller Fähigkeiten. Unter Rückgriff auf die weiter oben beschriebene interaktive Bedeutung affektiver Zeichen würde dies heißen, dass die so kommunizierten Affektausdrücke keine Symbol-

4 1. Markierung, 2. referenzielle Entkoppelung, 3. referenzielle Verankerung.

funktion erlangen. Anstatt für kognitiv repräsentierte Inhalte zu stehen, fungieren sie entweder als Appell an den Anderen oder in ihrer Symptomfunktion als Anzeige eines inneren Zustandes und werden damit immer als beziehungsrelevant interpretiert. Ebenso kann bei dieser Art der Zusammenschaltung der im Vorfeld postulierten Emotionsmodule nicht von einer empathischen Reaktion gesprochen werden. Was auf theoretischer Ebene beschrieben sehr abstrakt erscheinen mag, lässt sich nach Krause (2017) anhand verschiedener primärer Affekte und deren propositioneller Inhalte intuitiv verstehbar darstellen. Demnach könnte die Entstehung eines Angst-Drehbuchs folgendermaßen modelliert werden:

Ein Kind, dessen Interaktionen mit der primären Bezugsperson von deren Ärgerausdruck dominiert werden, ist permanent mit der affektiven Nachricht konfrontiert: »Du (Objekt) hinderst mich und musst gehen, ich (Subjekt) bleibe.« Daraus resultierende komplementäre Reaktionen des Kindes wären Ängste und Rückzugsbestrebungen. Diese stehen dem kindlichen Bedürfnis, Schutz und Bindung bei der (nun angstausslösenden) Person zu suchen, diametral gegenüber. Die andauernde Rückmeldung der eigenen Unzumutbarkeit bei gleichzeitiger Hilflosigkeit erhöht nach Krause (2017) das spätere Risiko für ein – für dependente Persönlichkeitsstrukturen typisches – exzessives Bindungsverhalten, was sich bei Angstpatientinnen auch auf nonverbal affektiver Ebene zeigen ließ (Benecke u. Krause, 2005).⁵

Diese Lernprozesse bezeichnet Krause (2017) als instrumentelle Konditionierung und betont, dass Vorgänge, die sich unter dem Konzept der projektiven Identifikation fassen lassen (Ogden, 1988), Agens dieser dysfunktionalen Zusammenschaltungen sind: »Ich gehe davon aus, dass sich bei den projektiven Investitionen der Mutter in ihre Kinder die Affekte, die sie ausdrückt, in den Kindern materialisieren. Sie sind in dem Sinne »falsch«, als sie kein angemessener Kommentar zu den physiologischen Repräsentanzen der Kinder sein können« (Krause, 2017, S. 459).

Das Konzept der objektbeziehungsgebundenen Abwehr

In Rückgriff auf die dargestellten entwicklungspsychologischen Überlegungen und deren klinische Implikationen arbeitet Krause (2016, 2017) das Modell einer interpersonell-affektiv transportierten Form der Abwehr heraus, wobei er sich eng auf Moser und dessen theoretische Modelle zur *Affektabwehr* bzw.

5 Diese typischen »Emotionsdrehbücher« und die dazugehörigen Affekte nimmt Krause (1988) auch für andere Störungsbilder als bestimmend an.

object-embedded related defenses bezieht (Moser, 2009; Moser u. von Zeppelin, 1996). Ausgangspunkt seiner eigenen Konzeptualisierung ist jedoch zunächst ein rein empirisch-deskriptiver. Seine Vorüberlegungen leitet er aus langjährigen Forschungsarbeiten und klinischen Beobachtungen ab. So ließen sich u. a. folgende Besonderheiten im Ausdruck von verschiedenen Patientengruppen im Vergleich zu gesunden Stichproben aufzeigen:

1. Psychisch erkrankte Personen zeigen, verglichen mit gesunden Probanden, mitunter eine extrem reduzierte affektiv-expressive Motorik. Dieses Phänomen erklärt sich nach Krause (2012) zum einen aus einem Rückgang des mimischen Ausdrucks echter Freude und zum anderen aus einer übergreifenden Einschränkung der Primäraffekte zugunsten eines einzigen Affekts, der zumeist aus der negativen Palette stammt und von ihm als *Leitaffekt* bezeichnet wird.
2. Gesunde Personen passen sich unbewusst diesen mimisch expressiven Besonderheiten ihrer psychisch erkrankten Interaktionspartner an, ohne Kenntnis von deren psychischen Störung zu haben (Hufnagel, Steimer-Krause u. Krause, 1991).
3. Wie beschrieben hängt das affektive Erleben einer Person nicht notwendigerweise mit ihrem eigenen affektiven Ausdruck zusammen.⁶ Vielmehr scheint es so zu sein, dass das eigene Erleben besser aus dem Ausdruck des Anderen vorhersagbar ist (Schwab, 2001).

Befunde wie diese werden innerhalb der klinischen Interaktionsforschung durchgängig als Indikator eines unbewussten nonverbalen Beziehungsverhaltens interpretiert. So beziehen sich beispielsweise Autoren wie Merten und Benecke (2001) auf das Konzept des maladaptiven Beziehungsmusters von Luborsky (1977), das im Verlauf vorangehender dysfunktionaler Beziehungserfahrungen erworben wird. In Übereinstimmung damit sieht Krause (2017) mimische Phänomene wie diese als Ausdruck spezifischer »Emotionsdrehbücher«, merkt jedoch an, dass sich darüber allein noch keine hinreichenden Erklärungen generieren ließen, *wie* bzw. *warum* sich diese Phänotypen des nonverbalen Ausdrucksverhaltens etablieren.

Die aus psychodynamischer Perspektive scheinbar naheliegende Ableitung, eine eingeschränkte Affektivität in der Beziehungsgestaltung der Betroffenen sei Folge einer mehr oder weniger starken strukturellen Einschränkung im Sinne

⁶ Obwohl eine Reduktion in der Mimik bei einigen Patienten auch von einem Wegfall des Emotionserlebens begleitet sein kann (Steimer-Krause, Krause u. Wagner, 1990).

der *Operationalisierten Psychodynamischen Diagnostik* (OPD-Task-Force, 2009)⁷, wird von Krause unter verschiedenen Gesichtspunkten kritisch diskutiert. Verkürzt ließe sich die Argumentation wie folgt zusammenfassen:

Zusammenhang von Struktur und mimischer Affektivität?

Der Zusammenhang zwischen Struktur und mimischem Ausdrucksverhalten ist noch nicht häufig untersucht worden. Zwei dazu vorliegende Arbeiten kommen überdies zu gemischten Ergebnissen (Schulz, 2001; Koschier, 2008). Interessante Resultate zeigen sich allerdings dann, wenn die verschiedenen Funktionen, die für affektive Zeichen postuliert werden, Berücksichtigung finden (siehe oben). So weist Merten (2001; 2002) nach, dass der mimische Affekt bei den Gesunden in Alltagsinteraktionen häufiger auf ein drittes, mentalisiertes Objekt bezogen ist, über das gesprochen wird (Objektbezug), während psychisch erkrankte Interaktionspartner deutlich weniger mimische Aktivität, weniger positive und mehr negative Affekte zeigen. Diese fungieren in der Personengruppe mit psychischen Störungen genuin als Selbst- oder Beziehungsregulation. In Bezug auf erfolgreiche Verläufe von Psychotherapien konnte gezeigt werden, dass mit der Verbesserung der Symptomatik die nonverbalen, speziell mimischen Anteile zusehends an die kognitiven Elemente des Diskurses gebunden und nicht mehr als Indikativ für den Zustand des Senders bzw. der Dyade betrachtet werden (Benecke, 2002). Für erfolglose Verläufe gilt dies nicht: Die Affekte bleiben beziehungs- und selbst-relevant.

Eine neuere Untersuchung, die sich mit diesem Phänomen im Zusammenhang mit dem Strukturniveau beschäftigt, bestätigt diese Ergebnisse und deutet darüber hinaus darauf hin, dass dieses Phänomen nicht störungsspezifisch, sondern strukturspezifisch auftritt. Unter Bezugnahme auf ein Kategoriensystem – bestehend aus drei Oberkategorien: Selbst, Objekt, Interaktion sowie zehn Subkategorien (Bock, 2011) – analysieren Bock, Huber und Benecke (2016) die mimische Interaktion von insgesamt achtzig gesunden und psychisch erkrankten Personen während OPD-Interviews. Unter zusätzlicher Anwendung des Kategoriensystems ließen sich signifikante Korrelationen mit dem OPD-Strukturniveau zeigen. Je geringer das psychische Funktionsniveau der Patienten auf der Strukturachse eingeschätzt wird, desto geringer ist der objektbezogene Anteil ihrer durchschnittlichen mimisch-affektiven Aktivität.

7 Struktur meint hier das psychische Funktionsniveau, welches im Manual der Operationalisierten Psychodynamischen Diagnostik (OPD-II) anhand der Reflexions-, Kommunikations- und Regulationsfähigkeiten erfasst wird, sowie die Fähigkeit, mit sich selbst und anderen in Beziehung zu treten (OPD-Task-Force, 2009).

Zusammenfassend lässt sich also festhalten, dass es zwar durchaus Schnittmengen von struktureller Verfasstheit und Ausdrucksverhalten zu geben scheint, die konkrete Ausgestaltung der Zusammenhänge aber als komplexer angenommen werden muss.

Mimische Reduktion als Persönlichkeitsmerkmal?

Die Annahme, dass es sich bei der zurückgefahrenen mimischen Expression um ein strukturelles Merkmal handeln würde, impliziert eine relative zeitliche Stabilität. Diese ist nach Krause (2017) insofern nicht gegeben, als dass das Ausdrucksverhalten jeweiliger Patienten unter bestimmten Bedingungen vollständig zusammenbrechen kann. Dann lässt sich starke mimische Affektivität dokumentieren, wobei sich diese spezifisch von der gesunder Personen unterscheidet und von einem hohen, als negativ erlebten physiologischen Arousal begleitet wird.

Zudem weist Krause unter Rückgriff auf Forschungsarbeiten zur Schizophrenie bzw. Dissoziation (Steimer-Krause, 1996; Blumenstock, 2004) darauf hin, dass Personen mit einer herabgesetzten mimischen Affektivität nicht notwendigerweise Schwierigkeiten in der Wahrnehmung mimischer Affekte seitens der Interaktionspartner haben müssen. Im Gegenteil seien sie in der Lage, diese in hoher Geschwindigkeit und Präzision zu verarbeiten. Unter diesen Gesichtspunkten wäre es also möglich, dass es sich nicht um einen Hinweis auf eine Persönlichkeitsvariable oder auf ein zeitlich stabiles Defizit im emotionalen Verständnis handelt, sondern vielmehr um eine unbewusst auftretende »Performanz-Kompetenz-Diskrepanz«, und zwar präventiver Art. Demnach kann es für betroffene Personen eine soziale Strategie sein, ihre Fähigkeiten zur Gestaltung einer affektiv angereicherten Beziehung unter bestimmten Bedingungen *nicht* einzusetzen. Damit wäre die Zurücknahme der eigenen Emotionalität möglicherweise ein erlernter Mechanismus, der es erlaubt, sich in emotional fordernden sozialen Situationen vor (unbewusst antizipierten) starken interaktiven Affekten zu schützen. Das präventive Herunterfahren ließe sich hier in Übereinstimmung mit Mosers und von Zeppelins (1996, S. 60) Vorstellung von Affektabwehr wie folgt präzisieren: »Innere strukturelle Affekte sind nicht immer dem Erleben zugänglich, so daß zwischen ›occurrent‹ (ablaufenden) und ›experienced‹ (erlebten) Affekten unterschieden werden muß [...] Affektabwehr im engeren Sinn versucht die Umwandlung eines ablaufenden Affekts (›occurrent‹) in einen erlebten zu verhindern.«

Und weiter: »In diesem Zusammenhang entsteht auch eine neue Form der Abwehr, die sich auf das emotionale Involvement konzentriert. Das eigentlich

gewünschte Involvement wird gedrosselt. Die Aktualisierung eines Wunsches wird dann weniger bedeutsam erlebt. Diese defensive Form des Involvement wurde [...] Besetzungsabwehr genannt« (S. 63).

Auf Basis dieser Überlegungen diskutiert Krause das Phänomen geringerer mimischer Expressivität unter Berücksichtigung des interaktiven Effekts affektiven Ausdrucksverhaltens als eine spezifische Form *objektbeziehungsgebundener Abwehr* bzw. präventiven Copings (Krause, 2016, 2017), wobei er dem Affekt *des Anderen* zentrale Bedeutung zuschreibt. Die Ursache für derartige defensive Prozesse sieht er im Verlust von Intentionalität, ausgelöst durch den oben beschriebenen Vorgang der Affektansteckung. Hierbei ist der Vorgang der Affektansteckung durch ein Gegenüber zunächst als grundsätzlich funktionaler Bestandteil affektiver Abstimmung anzunehmen (Schwab, 2001; Hufnagel, Steimer-Krause u. Krause, 1991). Ist die Bedeutung des in der Interaktion gezeigten affektiven Verhaltens selbstreferenziell oder Ausdruck eines bestimmten Beziehungsstatus der Interaktionspartner, führt dies mitunter zu einem emotionalen Arousal. Eine Unterbindung dieser Vorgänge wird in der Interaktion erst dann notwendig, wenn die durch die affektive Induktion entstehenden, eigenen emotionalen Zustände nicht mehr adäquat reflektiert und reguliert werden können.

In diesem Zusammenhang kann die Verminderung des eigenen Ausdrucksverhaltens im Sinne einer präventiven Abwehr verstanden werden, die eine gegenseitige Affektansteckung und damit ein Einschließen nicht regulierbarer affektiver Beziehungsanteile verhindert. Dieses Phänomen der adaptiven Abflachung vollzieht sich meist unbewusst, wobei die Intensität des inneren emotionalen Erlebens nicht notwendigerweise vermindert ist (siehe oben).

Während diese Prozesse bei gutem Funktionieren die Selbstorganisation stützen, kann ihr Misslingen dazu führen, dass die Affekte zwar nicht ihre Signalfunktion verlieren, jedoch entweder eine direkte Abwehr des Affekts bewirken oder aber in nicht mehr regulierbare, offene Affektzustände übergehen (Moser u. von Zeppelin, 1996). Diese Form der defensiven Prozessierung kann nach Krause (2017) situativ bedingt bei allen Menschen ablaufen.

Als habituelle Abwehrformation sei sie jedoch dem Bereich der sogenannten strukturellen oder frühen Störungen zugeordnet und als Resultat einer – durch den exzessiven bzw. fehlenden Affekt der primären Bindungsfigur dysfunktionalen – Affektsozialisierung aufzufassen (siehe oben). In diesen Fällen werden die emotionalen Drehbücher zu »Herrschaftsinstrumenten« (Krause, 2017, S. 458). Der Mangel an Intentionalität wäre hier, metaphorisch gesprochen, deren Sujet, gebildet auf der projektiven, nicht integrierbaren affektiven Botschaft des Anderen.

Kritik und Bedeutung einer affektpsychologischen Perspektive innerhalb einer analytisch orientierten Entwicklungspsychologie

Die Diskussion der Relevanz von Emotionen für die Selbst-Entwicklung über die gesamte Lebensspanne erscheint vor dem Hintergrund der in diesem Buch vorgestellten Ansätze insofern redundant, als dass sich alle mit der Bedeutung affektiver Prozesse für den Entwicklungsverlauf befassen. Das aktuelle psychoanalytische Forschungsinteresse und dessen berufspolitische Notwendigkeit liegen in der Untersuchung äußerst komplexer psychologischer Phänomene wie beispielsweise: Selbst, Beziehung und deren Entstehung, therapeutischer Prozess, Fantasie, Definition und Ätiologie psychischer Krankheit. Damit nicht genug, sind es gerade die unbewussten Anteile solcher Phänomene und deren Rückbindung an die Individualentwicklung, die sich als zentral für die analytische Theorie- und Modellbildung erweisen. Eine Operationalisierung dieser Konstrukte oder wenigstens einiger Teilaspekte ist eine der Voraussetzungen für die Beforschung, zumindest für deren empirische Untersuchbarkeit.

Hier scheint eine der großen Stärken der affektpsychologischen Perspektive der klinischen Interaktionsforschung zu liegen. Sie bildet nicht nur eine mögliche integrative Schnittmenge zwischen den früheren psychoanalytischen Entwicklungstheorien und der Säuglingsforschung und entwickelt auf deren Basis neue Anstöße für weitere Modellbildung. Vielmehr erlaubt sie durch ihre Verbindung zu biologischen und emotionstheoretischen Überlegungen und Methoden der evidenzbasierten Psychologie einen alternativen Zugang zur Untersuchung und Objektivierung genuin »analytischer« Konstrukte.

Die nonverbale Kommunikation als Indikator unbewusster Beziehungsabstimmung und Träger von bereits vorsprachlich erworbener Information liefert einer psychodynamisch orientierten Forschung einen reichhaltigen Datenpool. Auf den gesamten Korpus existierender Forschungsarbeiten der klinischen Interaktionsforschung aus den letzten Jahrzehnten kann hier nur sehr kurz eingegangen werden. Diese befassen sich hauptsächlich mit der Untersuchung störungsspezifischer Beziehungsregulation und der Bedeutung mimisch-affektiver Abstimmung für den Therapieprozess bzw. dessen Erfolg und Misserfolg (für einen Überblick siehe Krause, 2012; Merten, 2003; Benecke, 2014; Bänninger-Huber, 2006; Bänninger-Huber u. Monsberger, 2016). Obwohl deren Studienergebnisse insgesamt für die dargestellten Annahmen sprechen, ist es beispielsweise aufgrund der hohen Wahrscheinlichkeit von Komorbidität dennoch schwierig, eindeutige und/oder replizierbare Ergebnisse zu generieren. So zeigen sich zusätzlich zu den Gemeinsamkeiten ver-

schiedener Störungsgruppen auch Unterschiede, die zur Entstehung von Untergruppen innerhalb der untersuchten Stichproben führen (Benecke, Krause u. Dammann, 2003; Benecke u. Krause, 2005; Ellgring, 1989; Hoffmann, Krause, Sachsse; Spang u. Kirsch, 2014).

Ein systematischer Überblick einschlägiger Studien zu mimischer Aktivität in verschiedensten Störungsgruppen von Peham et al. (2015) weisen darüber hinaus auf weitere methodische Probleme. Die Autoren kritisieren, dass die Ergebnisse der gesichteten Arbeiten häufig auf der Auswertung problemfokussierter klinischer Interviews basieren und die dyadische Ebene nicht berücksichtigen. Deren Einbeziehung kann die Ergebnisse deutlich ändern (Bock, Huber u. Benecke, 2016).

Die im letzten Abschnitt behandelten Überlegungen zu einer nonverbal vermittelten, objektbeziehungsgebundenen Abwehr stehen in großer Übereinstimmung mit neuerer Forschung, die das Konstrukt der Mentalisierung eher als dynamisch-prozesshaften Vorgang denn als statische Größe konzipiert. Erklärungen dafür liefern Modellannahmen wie das *Bio-Behavioural-Switch-Modell* von Fonagy und Luyten (2009), wonach der Anstieg emotionalen Arousals auf neuronaler Ebene zu einem Wechsel (switch) von kontrolliert-expliziter Informationsverarbeitung präfrontaler Kortexareale hin zu implizit-automatisch ablaufenden Verarbeitungsprozessen posteriorer Kortexareale und subkortikaler Strukturen führt (Mayes, 2006). Auf Basis dieser Annahmen postulieren Fonagy und Luyten zwei Modi von Mentalisierung, einen *impliziten* (automatischen) und einen *expliziten* (kontrollierten) Modus (siehe auch Luyten, Fonagy, Lowyck u. Vermote, 2012, dt. 2015). Abhängig vom Zusammenspiel des jeweiligen Belastungsniveaus und einer Aktivierung des Bindungssystems kommt es zu einem Umschalten von einer kortikalen zu einer subkortikalen Verarbeitung. Die Autoren verstehen den Wechsel von der kontrollierten zur automatischen Aktivierung als stressbedingte neuronale Anpassungsreaktion bei drohender Überlastung, aus der automatisch ablaufende Reaktionen resultieren. Diese gehen oft mit einer Einschränkung der Flexibilität und Komplexität der reflexiven Fähigkeiten und dem Rückgriff auf eher unreife psychische Funktionen einher, die der Fähigkeit zur Mentalisierung entwicklungsgeschichtlich vorgealtet sind (siehe auch Allen, Fonagy u. Bateman, 2008, dt. 2011).

Studienergebnisse aus Beobachtungen von Mutter-Kind-Dyaden deuten überdies darauf, dass es tatsächlich nicht die psychische Symptomatik der Eltern ist, die primär die Qualität der nonverbalen Interaktion mit dem Kind beeinflusst. Vielmehr wird deren Zusammenhang von der Fähigkeit zur Regulation elterlicher Emotionalität mediiert (Lotzin, Schibor, Barkman, Romer u. Ramsauer, 2015).

Vor diesem Hintergrund hätte die Berücksichtigung der Abwehrfunktion mimischen Verhaltens große Relevanz für die therapeutische Praxis. Krause (2016, 2017) schlägt hier die Implementierung einer videogestützten integrativen Behandlung vor, der es Patientengruppen wie Eltern mit geringer Mentalisierungsfähigkeit ermöglichen soll, in Situationen mit niedrigem emotionalem Involvement und gemeinsam mit dem Therapeuten via Videofeedback die automatischen, nonverbalen interaktiven Prozesse zu verstehen und daran gebundene Emotionsdrehbücher anhand der elterlichen Ressource, die gezeigten Affekte zu erkennen, zu bearbeiten. Dennoch gibt es bisher kaum empirische Studien, die Indikatoren für das beschriebene mimische Phänomen zwischen Eltern und Kindern genauer prüfen, sodass wesentlich mehr Untersuchungen notwendig wären.

Die bisher einzigen erhobenen Mimik-Daten stammen aus einer Untersuchung der Universität Saarlandes in Kooperation mit dem Kinderpsychiater Prof. von Gontard (Universitäts-Kinderklinik Homburg/Saar). Hier wurde die Interaktionsgestaltung von Müttern und ihren Kindern untersucht und in Bezug zum Ausmaß der kindlichen Symptomatik gesetzt (Schenkelberger, 2008; Ziegler, 2007). Die Ergebnisse bestätigen die Annahme eines Zusammenhangs zwischen einer affektiv eingeschränkten Interaktionsgestaltung und der elterlichen reflexiven Fähigkeit. Dennoch blieben die Daten bisher unveröffentlicht, zumal die Stichprobe, bestehend aus 14 Mutter-Kind-Paaren zu klein ist, um diese Ergebnisse als verlässlich, das heißt überzufällig, gelten zu lassen. Ein in Berlin durchgeführtes Forschungsprojekt versucht, diese Lücke weiter zu schließen (MAMIK-Studie, 2016).

Insgesamt ist die Berücksichtigung der Affekte für die neuere analytische Entwicklungspsychologie insofern fruchtbar, als dass sie in ihrer Funktion des *Missing Link* auch ein verbindendes Element zwischen verschiedensten Modellen und empirischer Forschung bilden und somit sowohl für die Generierung von Grundlagen- als auch Anwendungswissen relevant sein können.

Literatur

- Allen, J. G., Fonagy, P., Bateman, A. W. (2008, dt. 2011). Mentalisieren in der psychotherapeutischen Praxis. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Bänninger-Huber, E. (2006). Die Bedeutung der Affekte für die Psychotherapie. In H. Böker (Hrsg.), *Psychoanalyse und Psychiatrie. Geschichte, Krankheitsmodelle und Therapiepraxis* (S. 301–314). Heidelberg: Springer.
- Bänninger-Huber, E., Monsberger, S. (Hrsg.) (2016). *Prozesse der Emotionsregulierung in psychoanalytischen Langzeittherapien. Mikroanalytische Untersuchungen zur therapeutischen Beziehungsgestaltung*. Innsbruck: Innsbruck University Press.

- Benecke, C. (2002). Mimischer Affektausdruck und Sprachinhalt. Interaktive und objektbezogene Affekte im psychotherapeutischen Prozeß. Bern: Peter Lang.
- Benecke, C. (2014). Klinische Psychologie und Psychotherapie. Ein integratives Lehrbuch. Stuttgart: Kohlhammer.
- Benecke, C., Krause, R. (2005). Facial affective relationship offers of patients with panic disorder. *Psychotherapy Research*, 15 (3), 178–187.
- Benecke, C., Krause, R., Dammann, G. (2003). Affektdynamiken bei Panikerkrankungen und Borderline-Persönlichkeitsstörungen. *Persönlichkeitsstörungen: Theorie und Therapie*, 7 (4), 235–244.
- Blumenstock, S. (2004). Dissoziation, Affekt und Abwehr. Mimisch-affektive Beziehungsregulation und Abwehrmechanismen von hoch- und niedrigdissoziativen Personen. Berlin: Logos.
- Bock, A. (2011). Funktionen mimisch-affektiven Verhaltens und psychische Störung: Die Entwicklung und Anwendung eines Ratingverfahrens zur Erfassung von Funktionen negativer Affekt-Ausdrücke. Unveröffentlichte Dissertation, Universität Innsbruck.
- Bock, A., Huber E., Benecke, C. (2016). Levels of structural integration and facial expressions of negative emotions. *Zeitschrift für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie*, 62, 224–238.
- Bock, A., Huber, E., Peham, D., Benecke, C. (2015). Negative mimische Affekte im Kontext klinischer Interviews. Entwicklung, Reliabilität und Validität einer Methode zur Referenzbestimmung negativer Affektausdrücke. *Zeitschrift für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie*, 61 (3), 247–261.
- Bowlby, J. (1969). Attachment and loss. Vol. 1. Attachment. New York: Basic Books.
- Bowlby, J. (1980). Attachment and loss. Vol. 3. Loss, sadness and depression. London: Hogarth Press.
- Buck, R. (1999). Typology of biological affects. *Psychological Review*, 106 (2), 301–336.
- Bühler, C. (1934/1982). Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache. Stuttgart: Fischer.
- de Haan, M., Belsky, J., Reid, V., Vollein, A., Johnson, M. H. (2004). Maternal personality and infants' neural and visual responsivity to facial expressions of emotion. *Journal of Child Psychology and Psychiatry*, 45 (7), 1209–1218.
- Dornes, M. (1997/2009). Die frühe Kindheit. Entwicklungspsychologie der ersten Lebensjahre (9. Aufl.). Frankfurt a. M.: Fischer.
- Ekman, P. (1972). Universals and cultural differences in facial expression of emotion. In J. R. Cole (Ed.), *Nebraska Symposium on Motivation*. Vol. 19 (pp. 207–283). Lincoln: University of Nebraska Press.
- Ekman, P., Cordaro, D. (2011). What is meant by calling emotions basic. *Emotion Review*, 3, 364–370.
- Ekman, P., Friesen, W. V. (1971). Constants across cultures in the face and emotion. *Journal of Personality and Social Psychology*, 17, 124–129.
- Ekman, P., Friesen, W. V., Ancoli, S. (1980). Facial signs of emotional experience. *Journal of Personality and Social Psychology*, 39, 1125–1134.
- Ellgring, H. (1989). Nonverbal communication in depression. Cambridge: Cambridge University Press.
- Emde, R. N. (1991). Die endliche und die unendliche Entwicklung. 1.: Angeborene und motivationale Faktoren aus der frühen Kindheit. *Psyche – Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen*, 45, 745–779.
- Emde, R. N. (1992). Positive emotions for psychoanalytic theory. Surprises from infancy research and new directions. In T. Shapiro and R. N. Emde (Eds.), *Affect. Psychoanalytic perspectives* (pp. 5–44). Madison: International University Press.
- Emde, R. N., Koenig, K. L. (1969a). Neonatal smiling and rapid eye movement states. *Journal of Child Psychiatry*, 8, 57–67.
- Emde, R. N., Koenig, K. L. (1969b). Neonatal smiling, frowning, and rapid eye movement States. II: Sleep Cycle Study. *Journal of the American Academy of Child Psychiatry*, 8, 637–656.
- Euler, H. A. (2000). Evolutionstheoretische Ansätze. In J. Otto, H. A. Euler, H. Mandl (Hrsg.), *Handbuch Emotionspsychologie* (S. 45–63). Weinheim: Beltz.

- Fonagy, P., Gergely, G., Jurist, E. L., Target, M. (2002, dt. 2004/2008). Affektregulierung, Mentalisierung und die Entwicklung des Selbst (3. Aufl.). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Fonagy, P., Gergely, G., Target, M. (2007). The Parent-infant dyad and the construction of the subjective self. *Journal of Child Psychology and Psychiatry*, 48, 288–328.
- Fonagy, P., Luyten, P. (2009). A developmental, mentalization-based approach to the understanding and treatment of borderline personality disorder. *Development and Psychopathology*, 21 (4), 1355–1381.
- Fox, N. A., Davidson, R. J. (1986). Psychophysiological measures of emotion: new directions of developmental research. In C. E. Izard, P. Read (Eds.), *Measuring emotions in infants and children*. Vol. 2. Cambridge: Cambridge University Press.
- Fox, N. A., Davidson, R. J. (1987). Electroencephalogram asymmetry in response to the approach of a stranger and maternal separation in ten-month-old infants. *Developmental Psychology*, 23, 233–240.
- Frisch, I. (1997). Eine Frage des Geschlechts: Mimischer Ausdruck und Affekterleben in Gesprächen. St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag.
- Hoffmann, J. M., Krause, R., Sachsse, U., Spang, J., Kirsch, A. (2014). Mimisch-affektive Verhaltensunterschiede von Patienten mit posttraumatischer Belastungsstörung und Borderline-Persönlichkeitsstörung. *Trauma & Gewalt*, 8 (3), 2–8.
- Homberger, D. (2003). Sachwörterbuch zur Sprachwissenschaft. Stuttgart: Reclam Philipp jun. Verlag.
- Hufnagel, H., Steimer-Krause, E., Krause, R. (1991). Mimisches Verhalten und Erleben bei schizophrenen Patienten und bei Gesunden. *Zeitschrift für Klinische Psychologie*, 20 (4), 356–370.
- Izard, C. E. (1977). *Human emotions*. New York: Plenum Press.
- Koschier, A. (2008). Emotionale Defizite bei strukturellen Störungen. Eine klinische Studie. Marburg: Tectum.
- Krause, R. (1988). Eine Taxonomie der Affekte und ihre Anwendung auf das Verständnis der frühen Störungen. *Psychotherapie und Medizinische Psychologie*, 38, 77–86.
- Krause, R. (1990). Psychodynamik der Emotionsstörungen. In K. Scherer (Hrsg.), *Enzyklopädie der Psychologie. Psychologie der Emotion*. Bd. 3 (S. 630–705). Göttingen: Hogrefe.
- Krause, R. (2003). Überblick über die Emotionspsychologie. In B. Herpertz-Dahlmann, F. Resch, M. Schulte-Markwort, A. Warnke (Hrsg.), *Entwicklungspsychiatrie. Biopsychologische Grundlagen und die Entwicklung psychischer Störungen* (S. 105–114). Stuttgart: Schattauer.
- Krause, R. (2012). *Allgemeine Psychoanalytische Krankheitslehre. Grundlagen und Modelle* (2. Aufl.). Stuttgart: Kohlhammer.
- Krause, R. (2016). Über die unbewusste Handhabung affektiver Austauschprozesse zur Regulierung der primären Autonomie. Einige behandlingstechnische Überlegungen speziell für die Behandlung von Kindern und Jugendlichen. *Analytische Kinder- und Jugendlichen-Psychotherapie*, 170 (2), 225–235.
- Krause, R. (2017). Affektpsychologische Überlegungen zu Seinsformen des Menschen. *Psyche – Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen*, 71 (6), 453–478.
- Lanzetta, J. T., Kleck, R.E. (1970). Encoding of nonverbal affect in humans. *Journal of Personality and Social Psychology*, 16, 12–19.
- Lemche, E. (2002). *Emotion und frühe Interaktion. Emotionsentwicklung innerhalb der frühen Mutter-Kind-Interaktion*. Berlin: LOB.de – Lehmanns Media.
- Leventhal, H., Scherer, K. H. (1987). The relationship of emotion to cognition: A functional approach to a semantic controversy. *Cognition and Emotion*, 1, 3–28.
- Lewis, M. (2008). The emergence of human emotions. In M. Lewis, J. M. Haviland-Jones (Eds.), *Handbook of emotions* (3rd ed., pp. 304–319). New York: Guilford Press.
- Lotzin, A., Schibor, J., Barkman, C., Romer, G., Ramsauer, B. (2015). Maternal emotion dysregulation is related to heightened mother-infant synchrony of facial affect. *Development and Psychopathology*, 28, 327–339.

- Luborsky, L. (1977). Measuring a pervasive structure in psychotherapy. The core conflictual relationship theme method. In N. Freedman, Grand, N. (Eds.), *Communicative structures and psychic structures* (pp. 367–395). New York: Plenum Press.
- Luyten, P., Fonagy, P., Lowyck, B., Vermote, R. (2012, dt. 2015). Beurteilung des Mentalisierens. In A. Bateman, P. Fonagy (Hrsg.), *Handbuch Mentalisieren* (S. 43–65). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Malatesta, C. Z. (1985). Developmental course of emotion expression in the human infant. In G. Zian (Ed.), *The development of expressive behavior-biology-environment interactions* (pp. 183–219). New York: Academic Press.
- Malatesta, C. Z., Haviland J. M. (1982). Learning display rules. The socialization of emotion expression in infancy. *Child Development*, 53, 991–1003.
- MAMIK-Studie (2016). Mentalisierung und Affekt. Mikro-affektives Verhalten hoch- und niedrig-reflexiver Mütter in Interaktion mit ihren Kindern (MAMIK-Studie). Forschungsprojekt der IPU Berlin unter Leitung von Prof. Dr. Dr. Kächele. www.ipu-berlin.de/ambulanz/info/mentalisierung-und-affekt-mamik-studie.html (22.4.2016).
- Mayes, L. C. (2006). Arousal regulation, emotional flexibility, medial amygdala function, and the impact of early experience: comments on the paper of Lewis et al. *Annals of the New York Academy of Science*, 1094, 178–192.
- Mayr, E. (1974). Behavior programs and evolutionary strategies. *American Scientist*, 62, 650–659.
- Merten, J. (1996). Affekte und die Regulation nonverbalen, interaktiven Verhaltens. Strukturelle Aspekte des mimisch-affektiven Verhaltens und die Integration von Affekten in Regulationsmodelle. Bern: Peter Lang.
- Merten, J. (2001). Beziehungsregulationen in Psychotherapien. Maladaptive Beziehungsmuster und der therapeutische Prozess. Stuttgart: Kohlhammer.
- Merten, J. (2002). Context-analysis of facial-affective behavior in clinical populations. In M. Katsikitis (Ed.), *The human face: measurement and meaning* (pp. 131–147). Dordrecht: Kluwer Academic Publishers.
- Merten, J. (2003). Einführung in die Emotionspsychologie. Stuttgart: Kohlhammer.
- Merten, J., Benecke, C. (2001). Maladaptive Beziehungsmuster im therapeutischen Prozess. *Psychotherapie Forum*, 9 (1), 30–39.
- Messinger, D., Dondi, M. G., Nelson-Goens, C., Beghi, A., Fogel, A., Simion, F. (2002). How sleeping neonates smile. *Developmental Science*, 5 (1), 49–55.
- Messinger, D., Ekas, N., Ruvolo, P., Fogel, A. (2011). »Are you interested, baby?« Young infants exhibit stable patterns of attention during Interaction. *Infancy*, 17 (2), 1–11.
- Messinger, D., Fogel, A., Dickson, K. L. (1999). What's in a smile? *Developmental Psychology*, 35 (3), 701–708.
- Moser, U. (2009): Theorie der Abwehrprozesse. Die mentale Organisation psychischer Störungen. Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel.
- Moser, U., Zeppelin, I. von (1996). Die Entwicklung des Affektsystems. *Psyche – Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen*, 50 (1), 32–84.
- Ogden, T. (1988). Die projektive Identifikation. *Forum der Psychoanalyse*, 4, 1–21.
- Oostenbroek, J., Suddendorf, T., Nielsen, M., Redshaw, J., Kennedy-Constantini, S., Davis, J., Clark, S., Slaughter, V. (2016). Comprehensive longitudinal study challenges the existence of neonatal imitation in humans. *Current Biology*, 26, 1–5.
- OPD-Task-Force (2009). Operationalized Psychodynamic Diagnosis OPD-2: Manual of diagnosis and treatment planning. Ashland (Ohio): Hogrefe & Huber.
- Peham, D., Bock, A., Schiestl, C., Huber, E., Zimmermann, J., Kratzer, D., Dahlbender, R., Biebl, W., Benecke, C. (2015). Facial affective behavior in mental disorders. *The Journal of Nonverbal Behavior*, 39, 376–398.
- Plutchik, R. (1980). *Emotion. A psychoevolutionary synthesis*. New York: Harper & Row.

- Rasting, M. (2008). Mimik in der Psychotherapie. Die Bedeutung der mimischen Interaktion im Erstgespräch für den Therapieerfolg. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Reisenzein, R. (2000). Worum geht es in der Debatte um die Basisemotionen? In F. Försterling, J. Stiensmeier-Pelster, L.-M. Sielny (Hrsg.), *Kognitive und emotionale Aspekte der Motivation* (S. 205–237). Göttingen: Hogrefe.
- Schenkelberger, N. (2008). Mentalisierung und mimisch-affektives Verhalten. Ein Vergleich von Müttern mit durchschnittlicher und unterdurchschnittlicher Mentalisierungsfähigkeit. Unveröffentlichte Diplomarbeit in der Fachrichtung Psychologie der Universität des Saarlandes, Saarbrücken.
- Scherer, K. (1990). Theorien und aktuelle Probleme der Emotionspsychologie. In K. Scherer (Hrsg.), *Enzyklopädie der Psychologie. Psychologie der Emotion*. Band 3 (S. 2–40). Göttingen: Hogrefe.
- Scherer, K., Wallbott, H. G. (1990). Ausdruck von Emotionen. In K. Scherer (Hrsg.), *Enzyklopädie der Psychologie. Psychologie der Emotion*. Band 3 (S. 345–422). Göttingen: Hogrefe.
- Schneider, K., Dittrich, W. (1990). Evolution und Funktion von Emotion. In K. Scherer (Hrsg.), *Enzyklopädie der Psychologie. Psychologie der Emotion*. Band 3 (S. 41–114). Göttingen: Hogrefe.
- Schore, A. N. (2003, dt. 2007). *Affektregulation und die Reorganisation des Selbst*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Schulz, S. (2001). *Affektive Indikatoren struktureller Störungen*. Berlin: Dissertation.de.
- Schwab, F. (2001). *Affektchoreographien. Eine evolutionspsychologische Analyse von Grundformen mimisch-affektiver Interaktionsmuster*. Berlin: Dissertation.de.
- Solms, M., Panksepp, J. (2012). The »Id« knows more than the »Ego« admits. *Neuropsychoanalytic and primal consciousness perspectives on the interface between affective and cognitive neuroscience*. *Brain Sciences*, 2 (2), 147–175.
- Steimer-Krause, E. (1996). *Übertragung, Affekt und Beziehung: Theorie und Analyse nonverbaler Interaktion schizophrener Patienten*. Bern: Peter Lang.
- Steimer-Krause, E., Krause, R. (1993). Affekt und Beziehung. In P. Buchheim, M. Cierpka, T. Seifert (Hrsg.), *Beziehung im Fokus. Weiterbildungsforschung* (S. 71–83). Berlin: Springer.
- Steimer-Krause, E., Krause, R., Wagner, G. (1990). Prozesse der Interaktionsregulierung bei schizophrenen und psychosomatisch erkrankten Patienten. *Studien zum mimischen Verhalten in dyadischen Interaktionen*. *Zeitschrift für Klinische Psychologie*, 19, 32–49.
- Stern, D. N. (1985/2000). *The interpersonal world of the infant. A view from psychoanalysis and developmental psychology*. New York: Basic Books.
- Stern, D. N., Sander, L. W., Nahum, J. Harrison, A. M., Lyons-Ruth, K. & Morgan, A.C. et al. (1998). The process of therapeutic change involving implicit knowledge. Some implications of developmental observations for adult psychotherapy. *Infant Mental Health Journal*, 19 (3), 300–308.
- Tomkins, S. S. (1962). *Affect, imagery, consciousness*. Vol. 1. *The positive affects*. New York: Springer.
- Tomkins, S. S. (1963). *Affect, imagery, consciousness*. Vol. 2. *The negative affects*. New York: Springer.
- Tomkins, S. S. (1979). Script theory: Differential magnification of affects. In H. E. Howe, Jr., R. A. Dienstbier (Eds.), *Nebraska Symposium on Motivation*. Vol. 26. Lincoln: University of Nebraska Press.
- Venezia, M., Messinger, D. S., Thorp, D., Mundy, P. (2004). The development of anticipatory smiling. *Infancy*, 6 (3), 397–406.
- Ziegler, S. (2007). *The perpetual cycle. The transgenerational effect of reflective functioning*. Unpublished Diploma-Thesis at the Faculty of Clinical Psychology of University of Saarland, Saarbrücken.